



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine Kunstreise auf dem Rhein von Mainz bis zur holländischen Grenze

Von Bonn bis Köln

Klapheck, Richard

Düsseldorf, 1927

St. Maria in der Schnurgasse

[urn:nbn:de:hbz:466:1-51615](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-51615)

Die Benediktinerabtei St. Pantaleon, der Sitz der früheren Schule des Email- und Goldschmiedekünstlers Fridericus, dessen Tätigkeit in die Zeit von 1150 bis 1180 fallen mag, verfügte einst über einen reichen Kirchenschatz. Als dann im Jahre 1802 das Kloster aufgehoben und 1819 die Klosterkirche als evangelische Garnisonkirche umgewandelt und die benachbarte Klosterkirche St. Maria in der Schnurgasse an Stelle St. Pantaleons zur Pfarrkirche erhoben wurde, retteten sich auch dorthin die Überreste des Pantaleonsschatzes. Das sind höchst wertvolle Prunkstücke, die heute leuchtend die Seitenaltäre zieren. Auf dem nördlichen der Maurinusschrein. Auf seiner vorderen Fußleiste hat Meister Fridericus in einem gravierten Rankenfries sich und seinen damaligen Prior Herlivius dargestellt und mit Inschriften bezeichnet. Leider fehlt heute in den Blendbogen des Schreins der frühere plastische Schmuck der Gestalten der Apostel. Dafür muß uns die große Schönheit der emaillierten Kupferplatten mit den Engelsfiguren entschädigen, technisch wie in der künstlerischen statuarischen Auffassung zu den besten Arbeiten der Zeit zählend. Auf dem südlichen Altar der verwandte Albinusschrein ebenfalls mit delikater Emailarbeit, Filigran und Edelsteinen geschmückt und gleichfalls seines plastischen Schmuckes bis auf die Pultdeckelreliefs beraubt. Dann kostbare Vortragskreuze und schließlich das schöne Bild der aus Kupfer gegossenen Madonna aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts.

Schön ist der Weg nicht von St. Pantaleon nach St. Maria in der Schnurgasse, den Pantaleonsberg hinunter, entlang der Klostermauer, durch den Straßenzug „Vor den Siebenburgen“. Aus langweiliger Häuserzeile des 19. Jahrhunderts glänzt dann, bis dahin versteckt hinter einem Vorplatz, das ein Gitter nach der Straße abschließt, zurückliegend plötzlich ein dekoratives Schmuckstück auf, die Fassade von St. Maria in der Schnurgasse (Bild S. 128, 131). So ist es oft in Köln: die zahlreichen alten Gotteshäuser sind die festen Pole, die einem Stadtteil erst Haltung geben.

St. Maria in der Schnurgasse ist einer der Träger der im Zeitalter der Gegenreformation im 17. Jahrhundert in Köln neu belebten alten künstlerischen Beziehungen zu dem benachbarten Belgien, über die wir uns schon beim Besuch der Jesuitenkirche kurz unterhalten haben. 1643 hatten von Belgien kommend die unbeschulten Karmelitessen in der Straße „Vor den Siebenburgen“ an der Schnurgasse mit dem Bau einer Niederlassung begonnen. Aber wie bei dem Jesuitenkolleg zog sich die Vollendung der Anlage jahrzehntelang noch hin. Beim Jesuitenkolleg stammt der gegiebelte Fassadeteil erst aus dem Jahre 1715 (Bild S. 81, 2), die Fassade der St.-Maria-in-der-Schnurgassen-Kirche aus dem folgenden Jahre. Stellung und Form des Turmes mit der barocken Haube auf einer Plattform hinter dem Chor haben bei beiden Kirchen viel Verwandtes miteinander, auch in dem Zurückgreifen auf mittelalterliche Formensprache, romanische Rundbogenfriese und Schallöffnungen beim Turm der Jesuitenkirche (Bild S. 79) und sehr gut wirkende gotische beim Turm der Kirche in der Schnurgasse (Bild S. 128). Das gemeinsam Verwandte mit der Giebelfassade des Jesuitenkollegs ist belgisches Barock. Bei St. Maria in der Schnurgasse ist die Zeichnung aber rassiger, kräftiger, die dekorative Konzentration der Mittelachse im Zwischengeschoß mit den seit-

lichen Nischen, dann der Volutengiebel (Bild S. 131). Freilich wird die Wirkung durch die Situation noch gehoben durch den besseren Abstand, den man zu der zurückliegenden Fassade gewinnt, und durch die absichtlich schlichte Umrahmung durch die Klosterbauten und diese so angelegt, daß sie Giebel und Turmhaube nicht überschneiden. Das ist ein überaus malerisch wirkungsvolles Bild (Bild S. 128). Die Klosterbauten mußten 1906 abgetragen werden. Doch Neubauten suchten das alte Bild möglichst zu erhalten.

Betritt man das Innere der Kirche, so hemmt schon im ersten Gewölbejoch ein schönes Gitterwerk unseren Schritt, aber es hindert das Auge nicht, den festlichen Raum überschauen zu können. Wohltuend die klare Aufteilung, die klare Wirkung der Bogen, Gebälke und rahmenden Pilaster ohne irgendwelche Anhäufung von Formen, was ein kritisch empfindliches Auge vielleicht an der barocken Fassade feststellen könnte. Über kurzen Querarmen steigt eine Kuppel auf und beleuchtet den einschiffigen Raum. Seitenaltäre und der Schalldeckel der Kanzel sind nicht ohne Reiz im Entwurf. Das Glanzstück der Ausstattung ist aber der Hochaltar. Er nimmt die ganze Ostwand ein, reicht bis an das Gewölbe, reich belebt mit Plastiken, gedrehten Säulen, Schwarz und Gold sich abhebend gegen die lichte Umgebung. In der Mittelnische das Gnadenbild der Madonna ist ein Geschenk der Maria von Medici, die 1642 in Köln in der Verbannung lebte. Bei der Erhebung der Klosterkirche zur Pfarrkirche mußte 1819 der Bau seitlich erweitert werden. 1882 fand eine neue Erweiterung statt. Die alte Hauptinnenansicht wurde dadurch im wesentlichen nicht beeinträchtigt.

Wenige Schritte weiter im selben Straßenzuge, der sich nun Kartäusergasse nennt, fesselt rechts ein barockes Portal, das sich in der Häufung der Eckpilaster und mit dem Nischenaufsatz sehr repräsentabel ausmacht, unser Auge (um 1750). Die schöne Türfüllung bleibt euch aber verschlossen, weil man zur Zeit auf dem Gelände mit Bauarbeiten beschäftigt ist; und vor dem Kriege war das Portal euch noch verschlossener, weil es zum Militärlazarett führte. Links vom Portal lugt zurückliegend über die Mauer das Dach einer gotischen Kirche, rechts reicht bis an die Mauerflucht heran eine zweigeschossige Häusergruppe des 18. Jahrhunderts. Es ist, der Straßename deutete es schon an, die ehemalige Kartause.

Als 1794 die Franzosen in Köln einzogen, mußten die Kartäusermönche ihre Niederlassung räumen, die nun als Lazarett umgewandelt wurde und es auch weiterhin blieb, als nach Abzug der Franzosen die Preußen einrückten, nur daß der preußische Militärfiskus noch viel größere Verwendungsmöglichkeiten für die alte Klostersiedlung erfand und das Kapitelhaus als Artilleriedepot und die Kirche als Pferdestall einrichtete, später dann auch als Depot verwandte. Natürlich verlangte die praktische Ausnützung, daß man in die hochragende Kirche Geschosse zog. Und nun soll nach mehr denn hundertjähriger Verschandlung die Anlage wieder für kirchliche Zwecke Verwendung finden. Das begrüßt freudigst jeder mit rheinischer, vor allem mit kölnischer Baugeschichte Vertraute; denn die Kartause zählt nicht allein zu den interessantesten spätgotischen Klosteranlagen Westdeutschlands, sie ist auch die ausgedehnteste Klosteranlage der Stadt und gibt eine Vorstellung der reichen Ordensbautätigkeit Kölns im 13. und 14. Jahrhundert,